

Das Sterben

Autor(en): **Barth-Wehrenalp, B. von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **25 (1917)**

Heft 10

PDF erstellt am: **19.03.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-546547>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Rote Kreuz

Schweizerische Halbmonatsschrift

für

Samariterwesen, Krankenpflege und Volksgesundheitspflege.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Das Sterben	117	Aus dem Vereinsleben: Brunnen-Jungenbohl; Blütschwil; Höngg; Rapperswil-Jona; Weiß- lingen	125
Schweizerischer Samariterbund: Ordentliche Ab- geordnetenversammlung in Altdorf.	121	Etwas vom Ohrwurm (Ohrengrübel)	126
Von den Verbandpatronen	122	Sammlung von Geld und Naturalgaben: XVIII. Liste. Schluß	127
Schweizerischer Samariterbund: Aus den Ver- handlungen des Zentralvorstandes.	124		

Das Sterben.

Von Dr. B. von Barth-Wehrenalp in Bad Gächwil.

Dumpfes Röcheln dringt hinter dem Paravent hervor, der die lebendige Helle des Tages fernhält von dem siechen Leibe, der zu zerfallen bereit ist. Um das Bett herum tränenlose Gesichter, und doch vom Schmerz gefurcht. Das Warten, das ewige Warten, und der flügeliche Anblick dessen, der nur mehr rein physisch mit dem positiven Sein zusammenhängt, das zermürbt und läßt den unausgesprochenen Wunsch in der Seele erwachen: wenn es nur schon vorüber wäre! Mit leisen Rahenschritten nähert sich eine schwarze Schwesterngestalt, die mit einem Schweißtüchlein die kalten Tropfen von der bleichen Stirn jagt: der letzte Liebesdienst. Und die entsetzliche Qual des Gedankens: diese Seele hat ihren Kontakt mit dem frischen pulsierenden Leben bereits verloren, kein letztes liebes Wort kann mehr zum Bewußtsein dringen, und wäre es das wichtigste, das die Bedeutung eines ganzen Menschenlebens zusammenfaßt. Eine unsicht-

bare, aber auch unübersteigliche Schranke hat sich aufgerichtet zwischen uns und ihm, der sich quält mit seinen letzten Atemzügen. Die Wohltat der Morphiumspritze hat alles subjektive Leiden ausgelöscht, wie im sanftesten Schläfe ruht das Gehirn, nur die tierischen Funktionen schleppen sich noch dahin, bis die zunehmende Kohlenstoffanreicherung im Blutstrom auch die automatischen Zentren lähmt. Immer leiser wird das Röcheln, immer seltener hebt sich die Brust, zwecklos zupfen die schmalen kalten Finger an der Bettdecke, nun ist es nur wie ein Seufzen, die Brust bleibt fast unbeweglich, die Finger liegen starr, groß und leer sind die Augen zur Decke gerichtet, glanzlos und trüb. Nur mehr selten ein oberflächlicher Atemzug, wie der eines absterbenden Fisches: der Luft hunger. Setzt gleiten wellige, unsichtbare Schatten über das fahle Gesicht, als würde es von einem Flügel gestreift oder als führe sanft eine unsichtbare Knochen-

hand darüber hin. Der Mund offen und unbeweglich; nach vielen Sekunden wieder ein Atemzug. Nun schleicht es über die Züge, noch einmal senken sich die Lider, um gleich darauf wieder aufzugehen, noch ein letztes Heben der Brust, ein leises Gurgeln aus der Mundhöhle ... die Uhr des Lebens ist stehen geblieben, und eherne majestätische Ruhe breitet sich über den Kampfplatz so vieler Schmerzen, so vieler Leidenschaften Se. Majestät König ... Tod.

Nicht auf einmal erstirbt in dem fiebern abgenutzten Räderwerke das Leben, sondern ganz allmählich stellt eine Lebensfunktion nach der andern ihre Tätigkeit ein. Bald ist es das Herz, dann sprechen wir von einem Herztod, bald sind es die Lungen, dann tritt das Ende durch die Kohlensäurevergiftung des Blutes ein, und ein rasch vorgenommener Aderlaß bringt nur ein paar Tropfen kohlschwarzen venösen Blutes zu Tage. Aber auch das Gehirn kann das Signal zum Ende geben, indem seine zur Lebenstätigkeit notwendigen Zentralstellen, vor allem das Atemzentrum, außer Funktion gesetzt werden. Schließlich hängen diese verschiedenen unmittelbaren Todesursachen doch eng zusammen. Dem kündigen Auge pflegt sich das bevorstehende Ende durch sichere Zeichen anzukündigen, noch bevor das eingetreten ist, was man als Totenkampf oder Agonie zu bezeichnen pflegt. Alle willkürlichen und unwillkürlichen Muskeln geraten in einen progressiven Zustand der Lähmung, der Tonus der Gesichtsmuskeln schwindet und gibt den Mienen den unvergleichlichen harten Zug des hippokratischen Gesichtes mit seiner spitzen Nase und seinen tiefen Furchen. Der Puls verliert seine Regelmäßigkeit, erst jagt er dahin mit fliegenden Schlägen, als wollte er die Todesangst des immer schwächer werdenden Herzens ausdrücken, dann setzt er aus und wird immer zarter, dünner, wie ein Faden anzufühlen. Durch den ganzen Körper zieht sich Kälte, der durch das Herz und sein gepumptes Blut

nicht mehr erwärmt wird; je weiter von dem wärmespendenden Herzen, desto unheimlichere Kälte. Und dabei bricht kalter Schweiß aus allen Poren. Die Sinne schwinden, die Sehkraft der Augen hat ihre Funktion aufgegeben, nur das Gehör scheint bis zum letzten Momente scharf zu bleiben. Vielleicht spielt sich in dem sterbenden Gehirn noch einmal das ganze Leben in seinen Hauptzügen gleich einem Kinodrama ab ...

Die Natur hat allen Lebewesen den Selbsterhaltungstrieb eingepflanzt; sie selbst lehrt uns damit das Leben lieben. Diese Sehnsucht nach dem Sein, nach dem Bleiben ist so groß, daß die traurigsten Existenzverhältnisse, die schmerzhafteste Krankheit nicht ausreichen, den mächtigen Trieb zum Schweigen zu bringen. Für die tausend Elenden der Großstadt, die nachts kein Dach über ihrem Haupte wissen, die mit den Hunden um die Wette nach Abfällen suchen, um sie gierig zu verschlingen, müßte das Ende des Lebens doch auch Erlösung bedeuten; was kann diese Entertten am Leben noch reizen? Und doch lieben sie es instinktiv und klammern sich mit aller Kraft daran. Auch der schwer Leidende gibt trotz allen Qualen, trotz allen Schmerzen die Hoffnung nicht auf und sieht in der kleinsten Besserung, ja in dem geringsten Nachlasse seiner Leiden den Beginn der aufsteigenden Kurve, die zur Genesung führen soll. Nur gleichgültiger wird der Kranke sowie der Greis. Der junge Mensch kann sich in seinem heißen Daseinsdrange in das Fühlen des Siebzigers gar nicht hineindenken, der doch mit der naturgemäßen Vorstellung, sein Leben könne nur mehr eine ganz kurze Spanne Zeit umfassen, tief unglücklich sein müßte? Weit gefehlt. Der abgeklärte Mensch, der im tiefbraunen Herbst seiner Tage steht, denkt wohl ruhiger auch über die Frage des Abschiedes von dieser Welt. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Greis das Leben nicht mehr zu schätzen wüßte; im Gegenteil. Jeder Arzt weiß, wie glücklich die Augen in dem alten

Munzelgesichte aufleuchten, wenn das Wort Genesung fällt oder der schmunkelnde Trost: Sie sind ja noch gar nicht so alt.

Die Religion betrachtet das irdische Leben nur als eine Vorstufe zu einem reineren ewigen Dasein im Jenseits. Man sollte daher meinen, daß tiefgläubige Gemüter und vor allem die Priester selbst sich mit dem Abschiede von diesem Sammertale leichter befreunden müßten, da sie durch den Tod doch nur zu gewinnen haben. Aber sie leben gerade so gerne wie die andern, trotz allen Verheißungen von der Schönheit des Jenseits. Ich glaube, daß das irdische Leben dem normal empfindenden Menschen vollständig genügt, wenn gleich begreiflicherweise für den Enterbten des Glückes in der Versprechung, er werde drüben seine Entschädigung für die Entbehrung des Daseins finden, ein bedeutendes Trostmoment gelegen ist. Für den entwickelten Verstand kann der Gedanke an eine dauernde Vernichtung des Seins von vornherein nicht schrecklich sein, weil uns die Beobachtung der ganzen Natur die apodiktische Notwendigkeit des Absterbens für jedes organische Wesen, mag es auf der biologischen Entwicklungsleiter hoch oder tief stehen, in der deutlichsten Weise lehrt. Der Einfluß, den der Glaube an die Fortdauer des Seins nach dem Tode auf die öffentliche Moral ausübt, dürfte leicht überschätzt werden, obgleich die Furcht vor der Sünde und der damit verbundenen Strafe im Jenseits dem durchschnittlichen Herdenmenschen gewisse, die Leidenschaft zügelnde Hemmungen zweifellos bereitet.

Der Tod ist nur für den furchtbar, der ihn nicht kennt. Wer kraft seines Berufes oder infolge trauriger Vorkommnisse in seiner näheren Umgebung öfters Gelegenheit hatte, dem tiefersten heiligen Mysterium, da sich die Auflösung eines menschlichen Mikrokosmos vollzieht, beizunehmen, verliert den panischen Schrecken, der den Menschen von Jugend auf vor dem Tode eingepflanzt wird, und steht dem ewigen Geheimnisse nur mit sanfter

Behmut gegenüber. So wie das böse Prinzip, mag es nun als Teufel oder wie immer bezeichnet werden, in allen Völkervorstellungen mit den unsympathischsten Attributen ausgestattet wird, so stellte man auch den Tod als ein konkretes Wesen von furchtbarer Häßlichkeit dar; als ein entsetzliches Ungeheuer erscheint er in den dramatischen Darstellungen der alten Welt, und auch die christliche Ära hat in dem Knochenmanne mit der Sense und Sanduhr keine friedlichere Auffassung gefunden. Nur in der dichterischen Darstellung als Todesengel mit der gesenkten Fackel des Lebens und noch mehr in dem unendlich schönen Vergleiche des Todes mit seinem harmloseren Bruder, dem Schlafe, fühlen wir etwas Bersöhnliches, Poetisches.

Für den mit vollen Kräften mitten im Leben Stehenden mag der Gedanke an den unvermeidlichen Tag des Abschiedes etwas Beklemmendes, Furchtbares haben; ganz anders jedoch empfinden die Kranken. Jeder, der einmal an einer schmerzhaften, namentlich fieberhaften Krankheit darniedergelegen hat, weiß, wie sich ganz unmerkbar eine gewisse Gleichgültigkeit den kommenden Ereignissen gegenüber im Bewußtsein ausbreitet, wie objektiv man in solchen Tagen des Leidens der Vorstellung, daß sich möglicherweise der Tod unmittelbar an das Krankenlager anschließen könnte, gegenüberzustehen anfängt. Die Kunst der modernen Medizin weiß ja heute auch die schmerzlichen Uebergangsstunden zum Allerletzten sanft zu mildern und mit dem süßen Gifte des Morphiums den schwersten Leiden die Spitze abzubrechen. Euthanasie, die Kunst, das Sterben zu erleichtern, nennt man diese letzte Wohltat. So läßt man heute die — wenn ich so sagen darf — unter normalen Verhältnissen Sterbenden nicht den hundertsten Teil mehr leiden wie einst. Es bedeutet für jeden warmfühlenden Arzt eine Quelle tiefter Befriedigung, wenn es ihm wieder einmal gelungen ist, einen scheidenden Mitmenschen hinüberzubringen in das Land der wesenlosen

Schatten, ohne daß er zum Bewußtsein gekommen ist, sterben zu müssen. So schwebt er sanft und willenlos hinüber in das Reich des ewigen Friedens, ohne Leiden, ohne Furcht und Grauen, und nur die müssen leiden, die mit feuchtem Auge das Sterbelager umstehen.

Oft und oft wurde die Frage aufgeworfen, warum es dem Arzt nicht gestattet sei, hoffnungslosen Leiden durch die Kunst seiner Mittel ein früheres definitives Ende zu bereiten. Die so fragen, verkennen ganz die Stellung des Mediziners, der nur ein Diener der Natur ist, nie aber, und wäre es in dem verzweifeltsten Falle, das Recht für sich in Anspruch nehmen darf, aus eigener Machtvollkommenheit ein Leben zu zerstören; auch nicht, wenn es das elendeste ist und es sich nur um Stunden oder Tage handelt. Und dann! Wie viele Kranke sind wieder gesund geworden, denen alle medizinischen Koryphäen auf Grund ihrer wissenschaftlichen Erfahrung mit anscheinend vollem Rechte das Leben abgesprochen haben! Je größer die Fortschritte der Heilkunde sind, je mehr ihre Sünner fortschreiten in der Erkenntnis, desto bescheidener werden sie in der Beurteilung ihrer tatsächlichen Erfolge. Ich erinnere mich lebhaft eines kranken Marineoffiziers mit allgemeiner Wassersucht infolge eines organischen Herzfehlers, den ich vor ungefähr einem Jahre behandelte. Der Körper buchstäblich bis zum Plagen mit hydropischer Flüssigkeit gefüllt, das Herz schwach und unregelmäßig arbeitend, Tag und Nacht die quälendste Atemnot. Der unglückliche Kranke wußte seit Monaten nicht mehr, was es heißt, ruhig im Bette zu liegen; auf dem Bettrande sitzend und den Kopf zwischen die Arme auf ein

Tischchen gelegt — diese Folterstellung war die einzig mögliche Ruhestellung des Kranken, der mich hundertmal bat, diesen unerträglichen Leiden ein Ende zu machen. Auch die Gattin flehte mich unter Tränen an, ihrem gepeinigten Kranken die ersehnte Erlösung zu verschaffen. Aber ich blieb allen Bitten gegenüber taub, eingedenk meiner Pflicht, das glimmende Lebensfünkchen so lange als möglich zu erhalten, und sparte nicht an Sauerstoff und Kampher — und heute ist der Mann, der vom ärztlichen Standpunkte aus absolut aufgegeben werden mußte, so weit hergestellt, daß er einer leichten Lokalanästhesie nachgehen und beispielsweise die Treppen zu meiner Wohnung ohne Hilfe hinaufsteigen kann; solche Wunder kennt jeder Arzt von Erfahrung.

Auch juristische Gründe sprechen mit aller Entschiedenheit dagegen, daß der Arzt, der die Leiden eines Kranken absichtlich kürzt, indem er die Auflösung selbst herbeiführt, entschuldigt werde. Zu wie vielen Verbrechen würde diese Ermächtigung führen! Sie ist auch nicht nötig, da wir Mittel genug besitzen, die die Schmerzen lindern und den Kranken in einem wohlthuenden Halbschlummer erhalten, ohne sein Leben auch nur um eine Minute zu verkürzen.

So gräßlich die Leiden eines dem Tode entgegengehenden Menschen sein mögen, das eigentliche Sterben ist fast immer leicht und schmerzlos, weil durch die zunehmende Kohlensäurevergiftung des Blutes das Bewußtsein wohlthätig getrübt wird; wie in einem erquickenden Schlummer gleitet der müde Wanderer sanft in das Jenseits hinüber. Und darin liegt für uns alle, die wir den schweren Weg noch vor uns haben, ein mächtiger Trost.

(Aus „Der Gesundheitslehrer“.)

